

Nidwaldner Portraits

Autor(en): **Wyrsh, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **118 (1977)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1033643>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nidwaldner Portraits

von Prof. Jakob Wyrsch mit Zeichnungen von Robert Durrer

Obwalden komme voran, nicht wie letztes Jahr mit dem 1815 gar nicht zur Begeisterung aller dortigen Talleute angeschlossenen Engelberg, sondern mit dem alten Gebiet und unserer Nachbargemeinde Kerns und dazu noch mit einem der «Gibler», einem Geschlecht, das vor und bis einige Jahre nach 1900 die Obwaldner in Atem

blieb, sondern war nach «Gibler»-Art von geselligem Temperament. Sonst hätte ihn unser Nidwaldner Robert Durrer nicht gesehen, der nach 1890 einige Zeit in Bern Jurisprudenz studieren wollte, aber zu unserm Glück daneben viel mehr anderes trieb und nicht Advokat wurde. Vermutlich bei einem Zusammentreffen von Innerschweizern hat Robert Durrer ihn damals gezeichnet, und damit bewiesen, wie treffend er dies schon verstand. Die Universität Bern hatte einen guten Blick, als sie dem Josef Virgil, vielleicht damals schon, vielleicht etwas später, die Würde eines Ehrendoktors der Rechte verlieh. Es will etwas bedeuten, daß ihm diese Ehre, die sonst meist bei beginnendem Alter verliehen wird, hier einem widerfuhr, der leider bereits mit 53 Jahren starb.

Bei seinem Neffen, dem blinden Josef Ettlin (1878—1960), erblindet schon während seines Studiums der Rechte, und bei seiner Schwester Therese (1881—1959), damals die einzige Lehrerin neben den Ordensschwwestern, traten ähnliche Talente wieder auf. Sie wohnte mit dem blinden Bruder einträchtig zusammen, las ihm vor, schrieb seine Diktate, erzählte ihm und, wenn einer kam, um den Blinden über seine Landsleute auszufragen, wurde es dem Frager fast unheimlich: Sehen die Blinden tiefer ins Wesen als wir Sehenden, die mit dem Blick nicht durch die Haut des Gesehenen hineindringen?

Dr. jur. *Franz Niederberger* (1876—1931) war selbstverständlich ein Dallenwiler. Doch hat er mit der wohlbekanntem Malerfamilie Niederberger von dort nichts zu tun, deren Letzter Louis auf dem heute leider verschwundenen Schneggenhubel bei Sarnen ansässig war und mit allerlei Künsten den Obwaldnern fröhliche Lebensart beizubringen suchte, aber auch die erste Alkoholvergällungskur an seiner zweiten unverbesserlichen Frau dort durchführte, leider mit tödlichem Ausgang, was aber bei



hielt und keine Ruhe gab. Dr. jur. h. c. *Josef Virgil Durrer* (1847—1900) ist der Sohn des Dritten der 12 «Gibler»-Geschwister, des Josef Matthias (1808—1894). Hat er studiert oder nur den Beruf eines Studierenden ergriffen? Die erste Frage bleibt unbeantwortbar, die zweite aber stimmt. Er wurde Adjunkt des Eidg. Statistischen Bureau in Bern, und dank Begabung, Zuverlässigkeit und Arbeitseifer griff er weit über seine Amtspflicht hinaus und verfaßte zahlreiche wissenschaftliche Schriften über Statistik und Volkswirtschaft. Doch war er kein Stubengelehrter, trotzdem er ledig

erstmalig erprobtem Verfahren zum Unglück passieren kann. Unser Franz wurde in Stans geboren, kam aber mit sieben Jahren schon nach Alpnach und wuchs dort auf in einer aufrührerischen Gemeinde, die den Herren in Sarnen damals, und später nochmals etwas gelinder, das Regieren schwer machte. Das Bild, das Robert Durrer wohl bei einer Gerichtssitzung in Stans zeichnete, zeigt sofort, wie beredt und temperamentvoll der Anwalt war und mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg hielt. Er verstand also mit Briefen, Eingaben und Zeitungsartikeln im «Unterwaldner» der Regierung in Sarnen zuzusetzen und ihr keine Ruhe zu lassen. Auch bei der wilden Oppositions-Zeitung «Der Initiant» nach 1900, kostenlos in jedes Haus und sogar teilweise über den Allweg hinab geliefert, soll er mitgemacht haben, während er bei dem andern Elaborat, das in jenen Jahren von Kerns aus auf die Herren in Sarnen losging, nicht der Mitarbeit verdächtigt wird.

Aber im Gegensatz zu diesem politischen Gebaren besaß er ein poetisch-romantisches Gemüt. Auf seinen Studentenfahrten schickte er seinem stets verehrten Lehrer am Kollegi, dem damals wohlbekannten Lyriker P. Leo Fischer, von Tübingen aus ein Röslein und einen Zypressenzweig von Uhlands Grab und erhielt ein Gegengedicht als Dank. Bei L. Ehrli, Sarnen 1922, veröffentlichte er auch ein eigenes Bändchen «Alpenrosen», in dem er Frühling, Blumen, Berge und Liebe besingt. Aber im «Lesebuch für die 4. Klasse» lernten die Sarner Kinder den schaurig tönenden Vers auswendig: «Epheumrankt, vom Mond umflossen ragt düster die Burg», und etliche wissen ihn heute noch auswendig. Das Gedicht heißt sogar: «Die Hexenburg», und schaurig geht es darin zu, wenn auch der Holzschnitt von Franz Hinter an den heute harmlosen Hexenturm gemahnt. Kein Wunder also, daß ausgerechnet dieser Oppositionsmann: «Sagen, Märchen und Gebräuche in Unterwalden» sammelte und herausgab, zwei erste Bändchen 1909 und 1910, und einen dritten Band von über 600 Seiten «Religiöse Sitten und Sagen» 1914, alle drei im

Selbstverlag. Es war also Idealismus und nicht Gelderwerb, das erste noch gedruckt bei Huber in Sarnen, die beiden andern aber beim mutigen Karl Engelberger in Stans. Für diesen 3. Band fand er nun einen geistlichen Helfer in Kaplan Jos. Ig. Röthlin in der Schwändi. Er machte also bei der damals ausklingenden Mode der politischen Antiklerikalen nicht mit. Sein Helfer war aber einer, der der Regierung in geistlichen Dingen das Leben auch schwer machte. Er



verdankt diese Hilfe gedruckt und verheißt noch einen 4. Band, in dem dann die nur weltlichen Gebräuche an die Reihe kommen sollten. Dieser Band ist aber nie erschienen. Seine Bücher entsprechen zwar nicht in allem den strengen Forderungen, die heute die Wissenschaft der Volkskunde stellt. Aber wer zu lesen versteht, für den sind sie trotzdem ein unschätzbare Gewinn; vernehmen wir daraus doch Manches, was uns heute nur noch sagenhaft oder überhaupt nicht bekannt ist.

Allein das erfolglose Opponieren und poetische Schwärmen kann leider auf die Dauer zur Gefahr werden, nämlich zum Sich-vergessen in der Betäubung, und dafür braucht es nicht wie heute der Gifte aus dem Orient, denn wir haben ja unsere Wirtshäuser. Niederberger hatte ein Berner Meitschi geehelicht, vielleicht eine Liebe aus seiner Studentenzeit, und sie war lieb und gut und treu, aber besaß nicht die nötige Kraft, um ein solches männliches Temperament zu zügeln. Nur wie eine Ruine im Sumpf haben ihn heute alte Obwaldner in ihrer Jugend noch gekannt. Aber sie fügen sofort bei, ein gescheiter Mann sei er bestimmt doch gewesen. Darum seien als letztes drei Strophen aus seinem Gedicht «Besiegt» angeführt, das die Erinnerungsschrift «Nidwalden vor hundert Jahren» (Verlag Hans v. Matt, Stans 1898) beschließt.

O nein, es wird dein Ruhm besteh'n
 So lang die Berge ragen,
 Und uns're Enkel werden stolz
 Zu ihren Söhnen sagen:
 Die dort am Drachenried gekämpft,
 Die waren unsere Ahnen,
 Sie zogen aus ins Kampfgewühl
 Mit ihren heil'gen Fahnen
 Und weihten sich dem Heldentod
 Und starben nicht vergebens,
 Sie fochten um der Väter Gut
 Die Krone ew'gen Lebens.

Nun treffen wir im Rathaus Stans das schöne Bild von *Landweibel Lussy* mit dem Regendach. Aber es steht weder der Vorname noch das Jahr, wann es gezeichnet wurde, auf dem Bild und dies bringt Verlegenheit. Weiß man es im Rathaus? Aber als einmal einer telephonisch im Rathaus nach dem Läufer verlangte, bekam er die Antwort, es gäbe im Rathaus keinen namens Läufer. Als es ihm etwas erklärt wurde, spricht er aufklärend von oben herab: «Sie meinen also den Abwart?» Welche Ignoranten werden denn dort droben an die Pulte gesetzt, die nicht einmal wissen, daß Weibel und Läufer als Standesbeamte bis vor wenigen Jahren noch vom Landvolk an der Landsgemeinde gewählt werden mußten, damit es galt.

Und nun werden sie, die mit Zweispitz auf dem Kopf, den rotweißen Mantel umgeschlagen und den silbernen Stab aufrecht in der Rechten bei feierlichen Anlässen, der hohen Regierung voranschreiten, mit gewöhnlichen Abwarten verwechselt, deren es Hunderte gibt! Wäre es etwa angezeigt, daß z. B. der Landschreiber den Neulingen, die sich dort oben an Pult oder Telephon setzen, ein Examen über Kenntnisse der Standesorganisation abnimmt?



Die Familie der Lussy aber waren seinerzeit im Rathaus wie zu Hause. Es gab einst den Landweibel Josef, den «Spittler», und den Standes-Läufer Nicolaus, dann gab es den Landweibel Walter Lussy und zuletzt noch den Läufer Josef Lussy, vor wenigen Jahren erst verschieden, dessen Amt es noch war, die Akten der nächsten Sitzung den Regierungsräten ins Haus zu bringen, und zwar sicherer und schneller als mit der Post ging es zu Fuß zum Englerzer Reg. Rat Niederberger in Alzellen, zum Reg. Rat Wymann in Beckenried und zum Engesch-Migi Reg. Rat Blättler in Hergiswil und zu den etwa näher Wohnenden sowieso.

Aber wen hat nun Robert Durrer gezeichnet? Sicher nicht den Läufer Josef, eher den Weibel Josef, am wahrscheinlichsten den Walter (1891—1962). Vielleicht kann ein Beschauer, der alle gekannt hat, helfen. Immerhin wissen wir eines: Ein Landweibel darf im Notfall auch mit dem Regenschirm seines Amtes walten, was die Militärs sogar heute noch nicht dürfen.



Bleiben wir noch bei den Behörden und betrachten wir das Bild des Obergerichtspräsidenten *Constantin Odermatt* (1891—1911). Wild sieht er auf dem Bild aus, während wir Alten, die wir ihn oft gesehen, viel sanfter und abgeklärter in der Erinnerung haben. Er stammt aus der Buochser Familie, die in der stürmischen Zeit des Sonderbundskriegs in die Ämter kam als Schulherr, Landschreiber, Statthalter, Gerichtspräsident, und auch sein Sohn versah später das gleiche Amt. Er war aber auch ein mutiger Geschäftsmann und, als die Ausfuhr von Käse nach Italien und die Einfuhr von Italiener-Wein bei der Rückkehr in Schwung kam, gründete er eine der bedeutendsten Firmen. An der Straße gegen Buochs baute er für sich und die Familien seiner Kinder, ein großes Haus, den Palazzo Costantini, wie später ein Großschwiegersonn zu sagen pflegte, denn etwas Italienisches, nur entfernt zwar, hatte das

Haus an sich. Auch darin, daß die Familien der Kinder mit ihm, zwar in getrennter Wohnung, aber doch unter einem Dach zusammenwohnten. Auch seine zweite Gemahlin, eine Antognini, stammte aus dem Tessin, die erste aber war eine Müller von Gersau und sie schenkte ihm die Kinder. Er ging aber nicht einfach im Geschäft auf, sondern hatte Vorliebe auch für Geschichte und Volkskunde und Musik und war überhaupt der milde und immer bereite Großvater seiner Enkel. Der liebste war ihm aber sichtlich jener, der auch seinen Vornamen trägt, nämlich der unvergessene Kaplan Constantin Vokinger. Er hat in seiner Art, doch nicht immer in allen Ansichten, vieles vom Großvater geerbt.

Der Zahnarzt *Paul Heß* (1866—1926), der nun folgt, stammte zwar aus Engelberg. Aber er wirkte so viele Jahrzehnte in Stans und war mit Ida Deschwanden aus dem Haus am Dorfplatz, also mit einer Nidwaldnerin, verheiratet, so daß er als einheimisch galt. Er war später auch Oberrichter und gehörte zum Verwaltungsrat der Sparkassen-Gesellschaft, und an einer Sitzung dort wurde er von Robert Durrer gezeichnet und genau, wie sein Wesen war, kann man aus der Zeichnung ablesen.

Er besaß, bewohnte und wirkte im schönen Haus der Oberrn Turmatt. Mit scheuen Augen betrachteten wir Schulbuben um 1900 dieses Haus, denn in jenem Alter gibt es öfters Zahnweh. Im zweiten Stock mittleres Fenster gegen die damalige Matte zu war das Wartezimmer, und angstvolle Minuten brachten wir dort zu, bis wir ins große Eckzimmer links gegen die freie Matte hin beordert wurden. Denn damals waren die schmerzstillenden Einspritzungen noch nicht erfunden und die Zahnzange griff ins empfindliche Fleisch, wenn gezogen werden mußte. Und wenn das Faule aus dem Zahn gekratzt werden mußte, geschah es ganz früher noch mit einem spitzen Instrument, und dies tat weh. Später gab es dann einen Apparat zum Bohren, aber nicht elektrisch getrieben, sondern der Zahnarzt mußte dabei ein Brett unten auf und niederdrücken, was etwas gelinder

war, aber ohne Schmerz ging es auch nicht. Zahnarzt Heß war zwar sorgfältig, genau und mußte nicht beim Ziehen zweimal ansetzen und er verstand seinen Beruf. Aber er suchte nicht durch Witz und Zuspruch uns abzulenken und etwas zu trösten, sondern waltete mit strengem Ernst und schweigsam seines Amtes. Und die älteste Tochter Ida, die in jungen Jahren schon zur Handreichung herbeigezogen wurde, tat es ihm gleich. Es wäre ihr wohl verwiesen worden, wenn sie es anders getan hätte.



Paul Heß hatte aber kein leichtes Leben. Seine Frau hatte ihm vier Mädchen und zwei Knaben geschenkt, aber sie starb schon in jungen Jahren 1900 und er mußte nun auch den Haushalt in Ordnung halten und die Kinder erziehen. Er selbst war von hagerer, fast schwächlicher Gestalt und mußte zu seiner Gesundheit sehr Sorge tragen. Er tat es, indem er wohl nur ins Wirtshaus ging, wenn er mußte, an keiner Belustigung teilnahm, geschweige denn, daß er den Festen nachlief. Er befolgte genau die Ratschläge der Gesundheitslehre und stieg jeden Sonntag bei erträglichem Wetter mit den Kindern gegen das Stanserhorn oder Bürgenstock hinan. Nicht zu weit, um Anstrengung zu vermeiden, doch sicher bis

zum Wald oder hinein, denn der ozonreichen Luft, wie man damals sagte, wurden besondere Heilkräfte zugetraut. Ob die Kinder immer gerne mitgingen? Ob sie nicht lieber im Dorf herum gespielt und gesprungen wären, was man damals noch konnte? Heute hat der sog. Fortschritt so etwas unmöglich gemacht. Sie gehorchten aber und lernten dabei mancherlei. Sie lernten Blumen, Gesträuch und Tiere kennen, lernten, wie man aus dürrer Reisig ein Feuer entfacht und dann abkocht. Sie waren also so etwas wie Vorgänger der damals noch unbekannteren Pfadi. Sie fanden aber schließlich ihre Freude daran und verstanden es gut. Als wir im Oktober 1919 unserer eine ganze Gesellschaft zum Rigi hinaufstiegen, um den Sonnenaufgang zu erleben, erfuhren wir dies. Die Besteigung ist ja kein Wagnis. Aber wie die Zeit nach Ankunft des letzten Schiffs in Vitznau etwa abends um 8 Uhr bis zum Sonnenaufgang auf dem Gipfel etwa um 5 Uhr früh, wie die vielen Stunden zubringen? Selbstverständlich mit öfterem Abkochen und gelegentlichem mißlungenem Schlafversuch. Und als wir anderntags gegen Mittag schläfrig Stans zu marschierten, kam bei der Fadenbrücke das heute verschwundene Auenwäldli mit dem klaren Bächlein, und selbstverständlich mußte nochmals abgekocht werden. Dabei hätten wir nach einer guten halben Stunde Lauf uns zu Hause an den gedeckten Tisch setzen und nachher die müden Augen schließen können. Aber wir gaben nach und die Erinnerung ist schön. Nur wenige Jahre später verloren die Kinder ihren Vater, und waren in jungen Jahren verwaist.

Joseph Flueler (1859—1932), der Stanser-Höfler, war verschwägert mit Paul Heß, dem Zahnarzt, denn er hatte dessen Schwester geheiratet. Später wurde er sogar Nachbar, als er den «Stanserhof» baute und bezog. Er gehört nun zu den Nachkommen von Reg. Rat Alois Flueler in der Mürgg, und die waren, was sie immer wurden und wirkten, frohgemut, tätig und leutselig. Trifft es etwa zu, daß er ganz früh, noch vor 1900 einen Tuchladen führte? Wenn die Erinnerung, noch kaum Schul-



bube, nicht täuscht, sah ich ihn erstmals im «Winkelried», ob rechts oder links neben der Haustüre, im Laden mit dem Meterstab das Tuch abmessen und schneiden, das dann nach damaligem Brauch zum Schneider für eine Kleidung gebracht wurde. Aber vielleicht ist es Erinnerungstäuschung, denn keiner aus seiner Familie kann dies heute mit Sicherheit bestätigen.

Ganz sicher war er aber wenige Jahre später als Wirt im «Stanserhof» zu sehen. Gastfreundlich tat er sich dort um, kannte seine Gäste und unterhielt sich mit ihnen, während die Frau eher etwas im Hintergrund wirkte und sich sorgte, daß alles in guter Ordnung vor sich ging. Wie es zu seiner weitem Familie gehört, war er Musikliebhaber und übte sie auch aus, und seine Tochter Marie und die vier Buben Eduard, Beppi, Fredi und Fritz taten desgleichen, doch starb der erstgenannte schon nur wenig dem Kindesalter entwachsen. Als der Prim-Geiger Werner Z'Rotz sich wieder einmal, wie alle paar Jahre, mit dem Mu-

sikdirektor Josef Zelger und seinem Orchester entzweit hatte, wurde ein richtiges «Stanserhof»-Gegenorchester gegründet. — Eine leider nicht mehr auffindbare Photo auf der Terrasse zeigt, wie jeder Flueler ein Instrument spielt, Klavier, Geige, Flöte, Klarinett und als Zuzüger kamen mit der Baßgeige Alois Christen, der Menzen-Wisi, aus der Schmidgasse und mit dem Horn Josef Odermatt, der Chäs-Sepp, aus dem heutigen Chäs-Lager und kamen noch einige Jüngere mit Geige und Bratsche hinzu.

Nicht zu verwundern, daß die entsprechenden Vereine nun für ihre Festlichkeiten auch in den «Stanserhof» zogen. Dort war der Cäcilien-Abend mit dem Kirchenchor, wurden die Theater-Abende mit und ohne Tanz, und selbstverständlich die Fasnacht mit Maskierten gefeiert. Auch die junge «Struthonia» rückte zum Kommers an. Im Jänner 1919, der erste Weltkrieg war eben glücklich überstanden, gab es sogar einen Tanzkurs wegen der neu auf gekommenen schwierigen Tänze, und dies verlockte sogar Dr. Robert Durrer, der zeit lebens nie das Tanzbein geschwungen hatte, als über Fünfzigjähriger es doch noch zu lernen. Zum Schluß gab es, kostümiert in orientalischer Aufmachung, noch eine Art Ball. Aber morgens etwa um sechs Uhr öffnete sich überraschend die Türe und hereintrat, eine Menge Regenschirme an beiden Armen aufgehängt, der Jurist Dr. Gabriel vom Leuwen-Haus am Dorfplatz, der die Nachtruhe dem Tanzen vorgezogen hatte. In der Nacht war nämlich der Föhn eingebrochen und es regnete auf Eis und Pflutsch. Seine Frau Alwine, die sich ein solches Fest nicht hatte entgehen lassen, schrie auf: «Ach herjeh der Theodor!». Dies war der Schluß der Festivität.

Dies war noch nicht alles. Ein Billard stand da, man merkt es im Bild, und ein richtiges Theaterchen mit Vorhang, Hintergrund und Kulissen konnte im «Stanserhof» aufgestellt werden, und die Vereine konnten also ihre Mitglieder etwas üben lassen, die für das Theater auf der Mürgg noch nicht reif waren. Vorträge wurden auch dort gehalten, und kein Geringerer als der spätere General Ulrich Wille trat am 9. Jänner

1905 dort auf, in Zivil natürlich, die linke Hand im Hosensack, die rechte mahndend erhoben, was der Zuhörer Robert Durrer zeichnerisch festhielt.

Aber die Jahre rückten voran und die Kinder mußten in die Welt hinaus als verheiratet oder zu ihrem Beruf, nach Schöneck, damals noch Medizinisches Institut, in den Jura und weiter, nach Peru und Chile, in die vereinigten Staaten. Sie rückten zwar später wieder näher, aber nicht nach Nidwalden und «Stanserhof». Vater und Mutter hatten die Welt verlassen und die Aera Hegelbach brach im «Stanserhof» an.



Ist dies wirklich *Louis Spichtig* (1866—1936), rieten alle Befragten hin und her beim Anblick der Zeichnung. Zwar Körperhaltung, Schnauz, «abeglitze Hämlisbündel» mit schwarzer Masche und besonders die Brissago im Mund stimmten genau. Aber warum der altmodische «Cox» auf dem Haupt anstatt des immerwährenden schwarzen Filzes mit dem breiten Rand, wie ihn unsere Großväter und Großonkeln trugen und nachher niemand mehr, bis er in allerjüngster Zeit bei den Allerneuesten

nur mit noch breiterem Rand wieder erscheint? Ohne die Brissago und diesen Filz haben wir heute Bejahrten den Spichtig niemals gesehen. Aber wer weiß, trug er diesen komischen «Cox» und wurde damit von Robert Durrer gezeichnet bei einer der ausgelassenen Lustbarkeiten des «Kleinen Rats von Stans», der bekanntlich den einzigen Zweck hatte den «Unüberwindlichen Großen Rat» an Zwecklosigkeit zu übertreffen? Diesem «Kleinen Rat» gehörte Spichtig um 1900 herum wie viele Jüngere auch an. Aber sonst stand er mit dem schwarzen Filz, die Brissago im Mund, jeden Tag nach 12 Uhr mit Reg. Rat Carl Gut von der Nägeligasse, gleicher schwarzer Filz, doch Deutsche Zigarre, und mit Zelger-Sepp im Arbeitsgewand, meist barhaupt und nicht immer rauchend, vor dessen Haustüre am alten Postplatz, um zu besprechen und vielleicht etwas zu hecheln, was geht und steht in Stans. Etwa um 1 Uhr ging dann jeder an sein Arbeitswerk. Spichtig ging in die Ersparniskasse an der Markt-gasse, in deren Haus er auch wohnte.

Diese Ersparniskasse, bald einmal 150 Jahre alt, wurde seinerzeit von Melchior von Deschwanden (gestorben 1885) gleich nebenan im «Untern Haus» gegründet und von ihm verwaltet, ohne daß er dafür ein Gehalt annahm. Denn sie sollte gemeinnützig sein, welches, dort damals beliebt war, und es schickte sich nicht, daß man sich für ein gemeinnütziges Unternehmen etwas zahlen läßt. So war die Art der sonst geschäftstüchtigen Deschwanden-Familien. Als Umsatz und damit Arbeit wuchsen, mußte aber doch ein Verwalter her, der die ganze Zeit der Kasse widmete und also Anrecht auf Gehalt hatte. Dies war nun der Vater von Sachseln und nach dessen Tod der Sohn Louis Spichtig. Aber Verwalter nannte er sich und niemals wollte er den Grosshans-Namen Direktor.

Hatte er eine eigentliche Banklehre gemacht oder wurde er nur angelernt? Damals war beides möglich, man weiß es nicht. Er verstand es aber und brauchte bald etwas Hilfe, zunächst von seiner Frau Marie Z'Rotz (1874—1931) und später besonders von deren Schwester Anna, beide

aus dem Oberrn Haus am Rathausplatz. Die Schwester werden noch viele gesehen und gekannt haben, denn sie starb 1956. Banklehrlinge nahm er nicht an, wohl aber brauchte er später auch noch andere, ausgebildete Hilfen. Peinlich genau und zuverlässig plante und rechnete er, und dies verlangte er auch von seinen angestellten Gehilfen. Aber er spielte nicht den vorgeetzten Aufseher und Befehlshaber. Der Letzte, der noch unter ihm tätig war, sagte es mit einem kurzen Satz: «Er war gut wie ein Vater zu mir». Und den Zelger-Buben, die ihm jeweils ein halbes Dutzend Kistchen Brissagos ins Haus bringen mußten, gab er stets einen Franken Trägerlohn, was den Buben damals fast wie ein halbes Vermögen vorkam.

Daß Spichtig aber in Angelegenheiten, die er verstand oder die ihn betrafen, seine Meinung hatte und sie gerade heraus sagte, dies wußte man im Dorf. An einer Landsgemeinde wurde er bei den Wahlen von einem aus dem Volk heraus, also nicht von Partei, Zeitung oder Plakat, zur Wahl als Regierungsrat vorgeschlagen. Dies kann man an der Landsgemeinde, und einzig an ihr kann man es, und es ist gut so. Aber er stand sofort auf — der Schreibende, just

stimmfähig, sah es — und er fuchtelte mit der Brissago herum und rief: «Wählt mich nicht, es nützt Euch nichts, ich nehme nicht an». Trotzdem wurde er mit großem Mehr gewählt. Aber am andern Tag steckte er ein paar Banknoten ein, die bei Nichtannahme eines Amtes verlangt werden, ging zum Ärger der Wählenden hinüber damit ins Rathaus, bezahlte und ein ganzes Jahr habe er das Rathaus nie mehr betreten, bis an seiner Statt ein anderer Regierungsrat gewählt worden sei. Einmal rief er auch nach einer Landsgemeinde im «Engel», die Brissago in der Luft, in die volle Wirtstube hinaus: «Der Bischof von Chur ist ein Esel», weil er mit etwas, was erreicht werden sollte, nicht einverstanden war. Es war nicht der jetzige Bischof, sondern ein viel früherer Vorgänger, der etwas durchsetzen wollte, was den meisten Landsleuten nicht gefiel, aber den lauten unehrerbietigen Ruf wagte nur der Spichtig.

1931 verlor er seine getreue Gattin. Der Kinderlose blieb nun allein im großen Haus und hatte nur noch seine Arbeit. Es wird erzählt, er sei jeden Mittag zum Friedhof hinaufgestiegen, um ihrer still am Grab zu gedenken. Vier Jahre später verließ auch er Haus und Welt.

Isch nid zum begriife

Zwee Chnirpse ame Brunne stand
im allerscheenste Sunntiggwand.
Si spritzid, geitschid, gumpid dri,
so heiß isch a dr Sunne gsi.
Etz fand diä wilde zwee Knabuize
vor lüter Freid nu afe juize.

Das gheerd etz d'Muetter und si chund,
im Schrecke d'Aige chugelrund,
i Gimpe wiä-n-e Osterhaas
im gschnelle geije Laif dur's Gras.
E Griff, si cha diä beide nasse
am Gnick und ame Tscheeppli fasse.

Diä beede stand mid triäbum Gsichd,
hend gruisig Angst es gäb e Gschichd
und chenid eifach nid verstah,
as sii diä Freid nid terfid ha.
Wäg jedum Dräck a ihrne Fiäße
hend si susch eister bade miäße.

J. v. M.